

Unverkäufliche Leseprobe



Norbert Scheuer
Peehs Liebe

Roman C.H.Beck

Norbert Scheuer
Peehs Liebe
Roman

223 Seiten, Gebunden
ISBN: 978-3-406-63949-4

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/10282808>

Mein Name ist Rosarius Delamot. Ich bin mit dem Delamot verwandt, der in Kall ein Friseurgeschäft hatte. Kathy, meine Mutter, schickte mich alle zwei Monate zu ihm in den Salon. Delamot schnitt mir und auch Kathy die Haare gratis, das heißt, mir schor er alle meine fuchsroten Haare, weil er meinte, dass mir eine Glatze am besten stehe. Danach schickte er mich gleich wieder raus, ihm ging mein ständiges Summen auf die Nerven, das in den ersten dreiundzwanzig Jahren meines Lebens meine einzige sprachliche Äußerung blieb. Meine Haare kehrte Delamot, wie auch die Haare seiner anderen Kunden, in eine Ecke. Dort war unter dem Abfalleimer ein tellergroßes Loch im Boden versteckt, durch das sämtliche Haare in den dunklen Keller hinabschwebten.

Kathy hatte mir den ausgefallenen Vornamen Rosarius gegeben, weil ihr Ururgroßonkel so geheißen hatte. Sie war stolz auf diesen Vorfahren gewesen, der Anfang des 19. Jahrhunderts durch die Eifel gezogen war, um Mausefallen und andere Haushaltsgegenstände zu verkaufen. Der Ururgroßonkel hatte ständig neue Methoden ausgetüftelt, wie man Mäuse am besten fing. Heute kann man sich nicht mehr vorstellen, wie wichtig gut funktionierende Mausefallen einmal waren. Unser Vorfahre war aber auch Dichter, Sänger und Revolutionär gewesen, der irgendwann nach Brasilien ausgewandert war, weil er wegen staatsfeindlicher Umtriebe eingekerkert und füsiliert werden sollte. Kathy erzählte von alten Briefen, in denen er berichtet habe, wie er in Brasilien zusammen mit Alexander v. Humboldt den Amazonas

und den Orinoko befahren habe. Angeblich sei er mit Humboldt auf der Schildkröteninsel und auf dem Chimborazo gewesen. Kathy meinte, ohne ihn wären Humboldt und Bonpland niemals bis auf den Gipfel gekommen, und er sei allein, anders als die beiden, bis auf die eisige Bergspitze geklettert. Kathy erzählte auch von meinem Vater, der Archäologe gewesen sei und alle Straßen des Römischen Imperiums habe kartieren wollen. Zuletzt habe er nach einer Straße gesucht, die 300 nach Christus in gerader Linie von Kastell zu Kastell durch die Wüste von Resafa bis zum Euphrat geführt hätte. Wegen dieser, irgendwo unter dem Sand verborgenen, römischen Militär- und Handelsstraße habe der Archäologe uns verlassen.

In Rosarius' Zimmer auf der Risahöhe lagen überall zerlesene Bücher mit Kommentaren an den Rändern oder über den Text gekritzeltten Bemerkungen, kleine Zeichnungen, Hefte, in die er in den letzten Jahren Tausende Wege- und Straßennamen geschrieben hatte. Pilgerpfade, Kieswege, Namen von kopfsteingepflasterten Wegen für marschierende Truppen und Pferde, für den Verkehr mit Ochsenkarren. Tabula Peutingeriana, Straßen, die von China durch den Orient bis nach Europa führten, keltische Wege, Wege aus der La-Tène-Zeit, Via Militaris, Via Publica, Via Privata, alle Straßen des Römischen Imperiums, Via Claudia Augusta (15 v. Chr., erbaut unter Drusus) vom Veneto über Verona, Bozen (Pons Drusi), Meran (Statio Maiensis), durch den Vinschgau, über den Reschenpass, über Finstermünz und den Fernpass, über Füssen (Foetes) nach Augsburg (Augusta Vindelicorum), von dort über die Alpen nach Italien über die Via Raetia über Partenkirchen (Parthanum), Mittenwald (Scarbia) nach Innsbruck (Veldidena), über den Brenner nach Verona. Straßen, die vom Altertum bis in die Gegenwart Städte und Siedlungen miteinander verbanden. Straßen durch Wüsten, an Meeresküsten entlang, ein riesiges Spinnennetz aus Pfaden, Gassen, Schotterstraßen, Ringstraßen, holprigen Feldwegen zwischen Dörfern, aber auch Fernstraßen zwischen Metropolen, Straßen durch Wälder und Felder, durch alle Länder unserer Gedanken und Träume.

Als Annie im März 2002 zum ersten Mal das Zimmer von Rosarius betrat, murmelte dieser immerzu «Peeh», ein Laut, über den sie sich zunächst wunderte. Sie wusste damals noch nicht, dass Peeh der Name der Frau gewesen war, die Rosarius sein Leben lang geliebt hatte, wusste noch nicht, dass sie von seiner Lebensgeschichte in den Bann gezogen werden würde, von bruchstückhaften Erinnerungsbildern, von leise dahingemurmerten Wörtern, einem Singsang, dem sie bald aufmerksam lauschte, bald folgte wie Sirenenklang.

Wie Annie später erfahren sollte, war Rosarius kurz vor dem Krieg, im Frühjahr 1938, geboren. Als sie sich begegneten, feierte er gerade seinen vierundsechzigsten Geburtstag. Rosarius hatte noch volles krauses Haar, eine spitze gerade Nase und hellblaue lebhaftige Augen. Auf dem Tisch in seinem kleinen Zimmer im Altenheim standen ein Plastikkerzenständer mit austauschbaren Geburtstagszahlen, ein Blumenstrauß von seinem Freund Karl Höger und Reste eines Zitronensandkuchens, von dem Rosarius aß, indem er mit der Zeigefingerkuppe auf die Kuchenkrümel drückte, den zittrigen Finger zum Mund führte, um dann die Krümel genussvoll abzulecken.

Rosarius wohnte seit zwei Jahren im Seniorenstift auf der Risahöhe, seit er nicht mehr allein leben konnte. Er war, wie er erzählt hatte, in seiner Jugend und bis ins frühe Erwachsenenalter hinein klein und schwächling

gewesen, hatte damals kein Wort zu sprechen vermocht und stattdessen nur gesummt. Heute wäre er jedoch, wie Annie gleich bemerkte, ein großer stattlicher Mann gewesen, wenn er sich hätte aufrichten können, was ihm aber wegen eines Schlaganfalls nicht mehr möglich war. Der Schlaganfall hatte eine halbseitige Lähmung hervorgerufen und kleine Verletzungen in seinem Gehirn hinterlassen, weshalb Rosarius oft verwirrt war. Er schien dann nicht zu wissen, wo er sich befand, redete sehr langsam und leise, machte lange Pausen, schien nachzudenken, versuchte sich offenbar zu erinnern, wartete auf Wörter und Gedanken, die vielleicht in seinem Kopf wimmelten wie Millionen winzige blinde Tierchen, er summt dabei und murmelte, kaum hörbar, im Rollstuhl sitzend, vor sich hin.

Annie half Rosarius aus dem Rollstuhl, setzte ihn auf die Bettkante, zog ihm die Hose aus, machte ihn für die Nacht fertig. Er saß mit spillerigen, vernarbten Beinen auf dem Bett, und wie eine rotbraune Nacktschnecke richtete sich sein Geschlecht langsam aus dem krausen Schamhaar auf, wurde schön und samtweich. Er murmelte währenddessen irgendetwas im Eifeler Dialekt, einem Singsang, den sie immer noch nicht verstand, obwohl sie schon einige Jahre in Kall lebte. Dann zitierte er kaum hörbar ein paar Wörter aus dem «Hyperion», *stille, stille, sage nicht, daß das Schicksal uns trennt, wir sind's*. Rosarius konnte ganze Passagen des «Hyperion» auswendig, der ein Teil seiner Sprache zu sein schien. Wenn er Annie ansah und in ihr Peeh zu erkennen glaubte, strahlten seine blauen Augen vor Glück, in diesem Moment hatte er etwas von einem klugen, spitzbübischen Jungen. erinnerte sich Annie später daran, dann sah sie immer dieses glückliche Gesicht vor sich. Oft fragte sie sich, wie diese Frau wohl ausgesehen hatte, von der er immerzu erzählte, sie versuchte sich Peeh vorzustellen, wie Rosarius sie beschrieben hatte. Manchmal schien er geistig vollkommen klar zu sein, erwartete sie dann ungeduldig, um ihr von seiner Mutter Kathy, Peeh, Vincentini und einem Schatz, den der verrückte Strohwanig gesucht hatte, zu erzählen. Die meiste Zeit aber memorierte er wie in Trance Straßennamen, als würde er sich im Labyrinth einer anderen Welt befinden.

Rosarius hatte keine Angehörigen oder Verwandten mehr. Viele seiner Bücher, Aufzeichnungen, Habseligkeiten und wenige Fotografien aus seiner Jugend lagerten irgendwo in der Remise, wo sich auch die Besitztümer anderer Heimbewohner befanden. Dinge aus einem früheren Leben, für die kein Platz mehr in den kleinen Zimmern war.

Hin und wieder kam Karl Höger von Kall zur Risahöhe hinauf, um Rosarius zu besuchen, manchmal erschien auch Edgar Lambertz, ein Enkel Strohwegs, der glaubte, Rosarius wisse etwas über den Verbleib seines verschollenen Großvaters und dessen Schatz, den dieser jahrzehntelang in der Gegend von Kall gesucht hatte. Lambertz war knöchrig, hatte fettiges, zurückgekämmtes Haar, trug einen Ohrring und ein Kinnbärtchen, an dem er dauernd herumzupfte. Annie konnte Lambertz vom ersten Moment an nicht leiden. Karl Höger hingegen fand sie sympathisch, er war ein freundlicher Mann, der sein ganzes Leben lang als Lastwagenfahrer gearbeitet hatte. Höger hatte einen der großen Steinlaster gefahren, die früher Tag und Nacht zwischen dem Zementwerk und dem Kalksteinbruch gependelt waren. Rosarius war gern mit ihm im Büssing in der Gegend herumgefahren. Höger hatte beim Fahren von Ortschaften und Kontinenten erzählt, von fernen Ländern und Städten, hatte davon geredet, als würde er das alles genau kennen, als wäre er tatsächlich überall auf der Welt gewesen. Seinen ersten schweren Schlaganfall hatte Rosarius in der Fahrerkabine von Högers Lastwagen erlitten.

«Ich habe das erst gar nicht bemerkt, bis er plötzlich begann, komisches Zeug zu murmeln, und dann keine Wörter mehr fand», hatte Höger ihr erzählt. Höger hatte Annie auch gesagt, Rosarius habe selten die Eifel

und die Gegend um Kall verlassen und doch sei er in Gedanken überall auf der Welt gewesen, wisse viele Dinge, auch wenn er seltsam und einfältig erscheine. «Verglichen mit dem, was wir über unser Leben und die Welt wissen könnten, sind wir doch alle dumm», hatte Höger zu ihr gesagt und sie dabei angesehen, gegrinst und mit seinen lustigen Augen gezwinkert. Seit seiner Pensionierung lebte er bei seiner Tochter, die ihn hin und wieder mit ihrem Auto bei Rosarius absetzte, dann zum Einkaufen ins Industriegebiet fuhr und ihn auf dem Rückweg wieder abholte.

Die Gebäude des Altenheims waren einst Verwaltungsgebäude des Bleibergwerks gewesen. Sie trugen die Namen der Stollen Risa und Viktoria, Bergwerksstollen, in denen früher einmal Hunderte von Menschen gearbeitet hatten. Die Häuser standen in einem verwilderten Park zwischen alten Eichen und Kastanienbäumen. Am Rande des Parks blühten Rapsfelder, die sich bis zu einem Birkenwäldchen erstreckten, oberhalb dieses Wäldchens begann das Bergschadensgebiet, eine eingezäunte, bleiverseuchte Gegend mit berghohen rotbraunen Geröll- und Kieshalden, dem Aushub eines einstmals großen Bergbaugebietes, wo jetzt nur noch Heidekraut und einige krüppelige Zirbelkiefern gediehen.

Annie saß während der Pause unter dem Vorbau des Lieferanteneingangs. Auf dem Gartentisch krabbelten Ameisen, deren Pfad zwischen einem Aschenbecher und Schokoladenkeksen verlief. Die Ameisen schleppte Larven, verschwanden mit ihnen unterhalb des Tisches in den Bodenrissen des Mauerwerks, da sie wahrscheinlich im Keller ihr Nest hatten. Annie dachte an das, was Rosarius erzählt hatte, an all die Haare, die der Friseur Delamot in seinen Keller hatte rieseln lassen. Sie fragte sich, was der wohl damit gemacht hatte. Es hatte keinen Zweck, Rosarius zu fragen, er antwortete nicht, sondern erzählte nur und wob ein Gespinnst von Erinnerungen, in dem er sich selbst schon lange nicht mehr zurecht fand.

In der Küche wurde das Abendessen zubereitet, Geschirr klapperte, ein Radio spielte, der Ventilator blies Kochdunst nach draußen. Annie drehte sich eine Zigarette, rauchte und blickte auf die Rapsfelder, deren ranziger Geruch herüberwehte.

Gerade reparierte Bellarmin am Rande des Parks den Zaun des Truthahngeheges. Sein Hemd hatte er ausgezogen und über einen Strauch gelegt. Annie gefiel dieser schwächliche junge Mann, sie mochte seine bedächtigen, irgendwie edlen Bewegungen. Wenn er seiner Arbeit in Haus und Garten nachging, sah sie ihm gerne zu. Sie hatte ihm heimlich – nur für sich allein – den Namen Bellarmin gegeben.

Annie brachte das Abendessen mit einem Rollwagen in den Aufenthaltsraum, danach auf die Zimmer zu den Bewohnern, die im Bett lagen. Für Rosarius schnitt sie Brote in kleine Happen und tunkte sie in seinen Tee, danach bezog sie sein Bett frisch, half ihm beim Waschen, nahm ihm seine Zahnprothese aus dem Mund, spülte sie unter fließendem Wasser ab und legte sie in einen Becher.

Rosarius war überzeugt, seine Peeh endlich wiedergefunden zu haben. Anfangs hatte Annie noch versucht, ihm das auszureden, mittlerweile glaubte sie selbst, diese Frau zu sein. Sie setzte sich in den Sessel am Bett, schloss ihre Augen und hörte Rosarius' Gemurmel zu. Er redete scheinbar wirres Zeug, zählte Straßennamen auf, Straßen des Römischen Imperiums, Straßen, die durch die Eifel nach Rom führten, von dort nach Libyen und durch die Wüste bis ans Rote Meer. Es schien, als würde er alle Straßen und Wege, die es je gegeben hatte, kennen. Dabei summt er, bekritzelt Blätter seines Heftes, die er dann ausriss und in den Spalt zwischen Wand und Bett steckte. Seine Lippen, Zähne und Zunge waren mit Tinte beschmiert, da er die Angewohnheit hatte, an der Füllfeder zu saugen.

Rosarius hatte nie richtig schreiben gelernt. Er formte seine Buchstaben und Wörter in einer winzigen, krakeligen, schwer zu lesenden Schrift. Mittlerweile konnte Annie sein Gekritzelt einigermaßen entziffern. Sie dachte an den Schatz, von dem er redete. Was wäre, wenn es ihn wirklich gäbe. Sie träumte davon, sich von dem Geld einen der verlassenen Siedlungshöfe in der Gegend zu kaufen und Pferde zu halten. Dann müsste sie nicht länger als Pflegerin in einem Altenheim arbeiten.

Rosarius sprach leise von seiner Liebe zu Peeh. Annie glaubte nicht an diese Art Liebe, sie glaubte gar nicht an die Liebe, nirgendwo auf der Welt. Peeh, murmelte Rosarius, *warum erzähle ich dir und wiederhole mein Leiden und rege die ruhelose Jugend wieder auf in mir? Warum bleib ich im Frieden meines Geistes nicht stille?* Annie knipste den Fernseher aus, den eine Tagesschwester eingeschaltet hatte. Sie schaute neugierig in die Schubladen des alten Mannes. Rosarius erzählte, wie er in den Nachkriegsjahren mit Vincentini über die Dörfer gefahren war, zuerst, um von den Fliegerbomben zersplitterte Baumstämme aufzukaufen und an Holzfabriken weiterzuverhökern, später, als dieses Geschäft nichts mehr einbrachte, war Vincentini mit einem elektrischen Akupunkturgerät, das er Perseus nannte, durch die Eifel gereist und hatte kranke Leute behandelt.

Der Perseus war ein schuhkartongroßer Kasten. Wenn man ihn aufklappte, erblickte man im Inneren ein Bedienfeld mit zwei Regelknöpfen und eine goldene Anzeigenadel, die über einer Stromskala zitterte. In der rechten oberen Ecke war das Bildnis des griechischen Helden eingraviert, der die Meduse besiegt hatte. Vincentini war überzeugt gewesen, der Perseus helfe gegen jede Art von Krankheit, gegen Angst, Bluthochdruck, Bronchitis, Depressionen, Frigidität, Hautleiden, Herzschwäche, Verstopfung, Impotenz und sogar gegen Verblödung.

Rosarius redete von seiner Mutter Kathy, von seinem Vater, dem Archäologen, der auf der Suche nach einer unter dem Sand verborgenen alten Römerstraße durch die Wüste gereist war, erzählte die Geschichte von Strohwegs Schatzsuche. Mit einem Mal hörte Annie dem alten Mann aufmerksam zu, sah in sein schmunzelndes Gesicht, beobachtete, wie er in sich hineinlächelte. Seine Lippen bewegten sich kaum, während er murmelte, seine Augen unter den geschlossenen Lidern rollten. Vielleicht erfuhr sie mehr von diesem Geheimnis, sie musste Rosarius zuhören, als erzeuge seine Sprache, dieses Geflecht aus Erinnerungen, so etwas wie eine schöne Melodie.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de